History and Historiography of Linguistics

Volume II 1990

Edited by Hans-Josef Niederehe and Konrad Koerner

Offprint
Systemlinguistik vs. linguistischer Realismus in der Sprachgebrauchsdiskussion am Beispiel der Streitschriften zwischen Richey und Fabricius (1726)

Herbert Ernst Brekle
Universität Regensburg

0. Dramatis personae


1. Die Texte

Die hier thematisch eingegrenzt näher zu untersuchenden Streitschriften erschienen 1726 in C.F. Weichmanns Poesie der Niedersachsen. Zwey-
ter Theil, die dieser "Dem Hoch-Edlen und Hochgelehrten Herrn/Herrn Michael Richey, der Griechischen Sprache und der Historien hochberühm-
ten Professori am Gymnasio zu Hamburg, ..." widmete. Die Schriften be-
handelten folgende Themen: 1. "Über den Gebrauch und Mißbrauch in
Sprachen", 2. "Über die Frage / ob man Deutsch / oder Teutsch schreiben
müsse". Das zweite Thema steht nicht im Mittelpunkt unseres Interesses.
Nur soviel: Richey führt etymologische und dialektvergleichende Argu-
mente pro Teutsch ins Feld. Fabricius lehnt Richeys primär etymologische
Argumentation als irrelevant ab, bringt stattdessen sprachvergleichende
Gründe pro Deutsch und verweist auf diese sich immer mehr verbreitende
Graphie. Richey versucht, die "Fernere Erhärtung des mit Unrecht eingei-
weichten Wortes Teutsch" noch einmal unter Zuhilfenahme griech. und lat.
Formen (z.B. teuto) zu beweisen.

Die Behandlung des ersten Themas wird von Richey eingeleitet: "Vsus
Tyrannus precario imperans, oder Vernunft-mäßige Sätze von der Gewalt
des Gebrauches in den Sprachen / insonderheit in der Teutschen, ingleichen
ob und wie weit man demselben durch Regeln der Sprach-Kunst Einhalt
thun könne" (S.2-11). Fabricius antwortet darauf mit: "Vsus imperium sine
exceptione assretum, oder die unumschränkte Gewalt des Gebrauchs /
gleichwie in andern Sprachen / also auch in der Teutschen, behauptet wider
die weit aussehenden Neuerungen und unerfindlichen Beschwerungen der
Sprach-lehrenden Malcontenten". (S.12-21).

Richey schließt die Auseinandersetzung mit der "Verteutschung eini-
gger Gedanken aus des Hrn. de Grimarest Discours sur l’usage dans la
Langue Française, welcher seinem Traité sur la maniere d’ecrire des lettres

2. **Richeys Position gegen den ‘Vsus Tyrannus’.**

Im ersten von 22 Paragraphen räumt Richey ein, daß "die Sprache
eher gewesen als die Grammatica [...] und daß die Regeln von dem Ge-
brauche, nicht aber der Gebrauch von den Regeln, gebohren worden". Schon im folgenden Paragraphen stellt Richey aber klar, daß es ihm bei sei-
ner ganzen Argumentation nicht so sehr um die vom Grammatiker aus dem
jeweiligen Sprachgebrauch destillierten Regeln geht, sondern um das eine
Sprache allererst konstituierende Regelsystem, eben die ihr inhärente
Grammatik. Für Richey gehören also Regeln "zum Wesen selbst der Spra-
che [...]", man könne sich "ohne Grund-Sätze gar keine förmliche Sprache
einbilden; geschweige denn, daß man die *Grammaticam* als ein *Accesso-
rium*, oder etwas, das ausserhalb der Sprachen erkünstelt und hinzugethan
worden, anzusehen haben sollte" (§2). Richey versucht demnach zu unter-
scheiden zwischen einerseits grammatischen Strukturen und Regularitäten
— seien sie universal oder sprachspezifisch — die als systematisches Min-
imum jeder Sprache zukommen müssen und andererseits solchen Regeln,
die in präskriptiver Absicht einer Sprache aufgesetzt werden sollen oder die
z.B. als didaktisch motivierte Lehr- und Lernhilfen irgendwelche induktiv
gewonnene Generalisierungen (z.B. lat. Substantive neutr.: Nom.pl. =
Acc.pl.) verdeutlichen. Richey begründet seine Auffassung von einer Spra-
che als einem grammatischen Regelsystem funktional und ethnologisch: 1.
um Kommunikation zwischen Menschen überhaupt zu ermöglichen und zu
sichern, müsse einer jeden Sprache eine strukturierte Menge von Regeln zu-
grunde liegen; 2. es sei "keine einzige [Sprache] auch bey den abgelegen-
sten und rohesten Völkern zu finden, die nicht gewisse Grund-Sätze habe,
und in eine ordentliche Sprach-Lehre verfasset werden könne" (§4). Es sei
eben gerade die Aufgabe der Grammatiker, die "Grund-Sätze" — grammati-
atische Strukturen und Regeln — aller Sprachen trotz vieler Schwierigkeiten
herauszuarbeiten. Insofern könnte man vielleicht sagen, daß der Sprachge-
brauch, der ja gerade zu Beginn des 18. Jahrhunderts noch recht variabel
war, für Richey gegenüber den "Grund-Sätzen" einer Sprache eher etwas
Sekundäres, gar ein Epiphänomen gewesen sein könnte.

Im §5. geht Richey davon aus, daß "keine allgemeine Sprache in der
Welt zu finden [sei], die einem Menschen angebohren wäre, sondern jed-
weder in seinem Volke die Zeichen erlernen muß, womit alle Sachen be-
deutet werden". Interessanter als diese triviale Feststellung ist Richeys Fol-
gerung, "daß, da nicht alle Menschen von Jugend auf eine gute Mund-Art
hören, auch nicht alle von gleicher Fähigkeit und Urtheil sind, nothwendig
ein großer Haufe den wahrhaften, eigentlichen und beständigen Gebrauch
nicht inne haben, und also zu einer ungewissen mangelhaften oder falschen
Ausrede gezwungen werden." (§5.). Problematisch an Richeys Position ist
seine Unterscheidung zwischen guter und schlechter "Mund-Art", seine
Verkennung der Tatsache, daß jeder Sprecher in seiner "Mund-Art" ge-
wißlich grammatisch kompetent ist — unabhängig von seinem Intelligenz-
grad — und seine Geringschätzung sprachlicher Varianten überhaupt —
mögen sie dialektaler oder soziolektaler Art sein. Richey setzt also — wie
er im weiteren immer wieder deutlich macht — die Hochsprache der Gebil-
deten als die allein richtige Norm an, die allein die "Grund-Sätze" des
Deutschen (Obersächsischen) in reiner Form abbilde. Richey bringt sich damit in einen gewissen Gegensatz zur Hochschätzung des Niederdeutschen und anderer Dialekte, wie er sie in seinem *Idioticon Hamburghense* ausgedrückt hat.


*Ratio* soll heißen, das was man äußert “aus einer vernünftigen *Analogia*² beweisen zu können: wozu denn ein nicht allzuleichtgläubiges *studium Etymologiae*, *originum et linguarum affinium* ein großes beytragen wird.” (§19.). Bemerkenswert ist, daß Richey sich hier auch wesentlich auf sprachhistorisch-vergleichende Kriterien — und nicht nur auf Regeln bezieht, die eine Sprache in einem bestimmten historischen Zeitraum konstituieren. *Fiducia* betrifft den Anwendungsfall der mittels der sprachwissenschaftlichen *ratio* gefundenen Erkenntnis: man soll in diese Erkenntnis Vertrauen haben und den Sprachgebrauch entsprechend einrichten. *Prudentia* ist der strategische Faktor bei der von Richey intendierten Sprachverbesserung: Sprachgebrauchsänderungen auf der Basis sprachwissenschaftlicher Er-
kenntnisse sollten allmählich vorgenommen und durchgesetzt werden; "solcherart wird das rechte allmäßig Kraft gewinnen, und dennoch die Reformation nicht einmal gemerkt werden". (§21).

Da Richey und Fabricius in ihren "Streitschriften" nicht aufeinander Bezug nehmen, sollen zur Abrundung von Richeys Position die wesentlichen Punkte aus seiner Übersetzung von Grimarest (1709:188ff.) gleich angeschlossen werden.


In der Argumentation von Richey/Grimarest wird also als Kern ihrer Kritik an der Zulässigkeit von sich im freien Spiel der gesellschaftlichen Kräfte etablierenden Sprachgebrauchskonventionen deutlich, daß sie ihre präskriptivistische Position gerade nicht an irgendwelchen literarischen Vorbildern oder einfach am Sprachgebrauch der herrschenden Klasse festmachen wollen, sondern an den "Grund-Sätzen", eben den einer Sprache auch in ihrer historischen Entwicklung inhärenten syntaktischen Regeln.3
Die Entdeckung solcher Regeln obliege im übrigen den wirklich “Sprach-Erfahrenen” (§17.) und diese seien insofern auch als “Auctoritaet” für strittige Sprachgebrauchsfälle, die in den kerngrammatischen Bereich fallen, anzuerkennen.

3. **Fabricius’ Position: “Vsus imperium sine exceptione assertum”**.

Fabricius’ “Streitschrift” gliedert sich in 12 Abschnitte. Gleich zu Beginn charakterisiert er seine Position in scharfer Abgrenzung zu Richey folgendermaßen:

> Es scheint unläugbar zu seyn, daß der ganze Stat einer Sprache allein auf dem Gebrauche beruht, von demselben seinen Ursprung hat, unter demselben steht, und nach dessen Gefallen gesetzt, verändert und regiert wird, ja eine ganze **Sprache** nichts anders ist, als ein beliebter Gebrauch eines gewissen Volkes im reden und schreiben zu der Zeit, auch die **Grammatici** oder Sprach-Lehrer nur dazu von der Sprache angenommen und unterhalten werden, daß sie die Hoheit, Gerechtsame und unumschränkte Gewalt solches Gebrauches wol verstehen, die von Zeit zu Zeit durch denselben gegebene Gesetze bemerken, in Acht nemen, und mit allem Fleisse behaupten, durchaus aber nicht tadeln noch beurteilen, sollen. (12f.)


Der Gebrauch keiner Sprache auf der Welt ist nach gewissen Grammatischen Regeln oder Sätzen weder gemacht und eingerichtet, noch allgemein und einförmig gebessert worden, sondern ist eine von der Natur und allerhand unzähligen Zufällen und Begebenheiten nachgehahmete freye Ausdrückung der Gedanken der Menschen in reden und schreiben in einem gewissen Volke oder Lande. (13)
Wir haben hier eine deutlich konventionstheoretische Formulierung zum Problem der Entstehung und der Entwicklung von Sprachen vorliegen.\textsuperscript{5}

Fabricius versucht dann die Variabilität und den Variantenreichtum — sowohl semantisch als auch morphologisch — einer Sprache auf eine artikulatorisch-mechanistische Weise zu begründen, wobei die von ihm angegebenen Variationsparameter im Sinne einer konventionstheoretischen Betrachtungsweise immer noch genügend Alternativen offenlassen, d.h. keineswegs \textit{eine} bestimmte Lösung des "Koordinationsproblems" — der Einigung auf \textit{einen} bestimmten Sprachgebrauch — erzwingen.

Daß die Gedanken aber so mannigfaltig und in jeder Sprache so oder so ausgedrückt werden, macht nicht nur, daß die Menschen einer anders denken als der andere, [...] und unter andern Bildern sich vorstellt, sondern auch, daß in Ziehung des Mundes, in Formirung der Sylben, in geschwinder und langsamer Aussprache, Zerrung, Dehnung oder Überhüpfung und Zusammenziehung der Stimme ein grosser Unterschied nach den Ahrten oder Naturen der Menschen ist. Davon kommen die mancherley Verbindungen der Wörter mit einander, und die Beugungen, auch die Erwählung der Wörter insondere, das ist die ganze Sprache. (13f.).

Aus der starken Variabilität einer Sprache folgt für Fabricius erstens,

 daß keine Sprache, so lange sie lebendig ist, beständig sein kann [...] daher auch in keine unveränderliche Regeln von den \textit{Grammaticis} gespannet werden kann (14);

zweitens,

daß die Sprach-Lehrer den gegenwärtigen Gebrauch zwar bemerken, und so weit eine Gleichheit und Aehnlichkeit darin zu finden ist, nach Möglichkeit in gewisse Sätze fassen, aber der Sprache keine Gesetze, und deren allmäßigen Abweichungen oder Veränderungen keine Schranken setzen können und sollen [...] (14);

drittens, daß

wann und wie der Gebrauch einer Sprache sich verändert, alsdann und also auch die Sprach-Lehrer und \textit{Grammatici}, als derselben treue Stats-Rätte, und fleissige Geschicht-Schreiber, ihre \textit{Mesures} und Sätze danach ändern, und des Gebrauches Befehlen sich gehorsamlich unterwerfen müssen [...] (14f.).

Demnach scheint es für den strikten Deskriptivisten Fabricius bei der Sprachentwicklung auch während relativ kleiner Zeiträume keine festen Normen zu geben; Aufgabe der Grammatiker ist es nur, das ständige Fließen, die dynamischen Veränderungen des Sprachgebrauchs nachzuzeichnen. Genau dies betont Fabricius noch einmal im 6. Abschnitt:
Eine lebendige Sprache ist gleich einem Wasser, daß zwar nicht wie ein Strom stark hingerissen wird, doch aber wie ein stiller Fluß in steter unvermerker Bewegung ist, und niemals so beständig stehet, daß nicht nachgerade etliche Redens-Ahren darin ab, andere hin wiederum aufkommen, und in den Gebrauch sich einschleichen sollten. (18).

Demnach weigert sich Fabricius also ganz offensichtlich, innerhalb des je-weils herrschenden dynamischen Sprachgebrauchs zu unterscheiden zwischen dessen relativ festeren Bestandteilen (etwa Flexion und Syntax) und den zweifellos variableren Phänomenen wie Ausspracheverarianten, Neologismen oder gar ad hoc-Wortbildungen. Er sieht im übrigen auch das Phä-nomen der Sprach- und Dialektmischung recht deutlich und wendet sich gegen das Postulat einer völlig homogenen Sprache.

Schließlich gibt Fabricius jedoch durchaus zu, daß es bessere und schlechtere Sprachgebrauche gebe. Er wendet sich aber gegen Vaugelas' Kriterium des "bon usage", der von "la cour et la ville" bestimmt würde (und dem sich Richey/Grimarest unter bestimmten Voraussetzungen anschließen). Sein Kriterium ist vielmehr ein demokratisch-pragmatisches:

Wir müssen aber das nothwendig für den Gebrauch in einer lebendigen Sprache annemen, welches 1) von mehreren Gelehrten und Ungelehrten allerley Standes, 2) öfters, 3) im schreiben so wol als reden gebrauchet wird. (18).

Liberalerweise räumt er aber den Sprachlehrern und Grammatikern ein, daß sie das,

Was sie für schöner und richtiger halten, selbst fleißiger zu gebrauchen, andern es als Zierrathen anzupreisen, und zu sehen, wie weit sie dadurch es bringen, und zu sehen, wie viel Nachfolger sie erlangen können: nur daß sie dabey andern ehrlichen Leuten ihre Freyheit ungekränket lassen, auch des andern Gebrauchs sich zu bedienen. (20)

Deutlich gegenüberstellen lassen sich in sprach- und grammatikaltheoreti-
scher Hinsicht

1. Richeys Insistieren auf eine Sprache allererst konstituierende "Grund-Sätze", ihre systematische Kernstruktur, aus deren Regularitäten er Gründe gegen das "Vsus imperium" und für seine sprachimmanent fundierte präskriptivistische Haltung gewinnen möchte; und

2. Fabricius' Auffassung vom freien Spiel der Kräfte auf dem Markt der Sprachgebrauchsoptionen auf allen Ebenen einer Sprache (was sich konventionstheoretisch beschreiben und erklären läßt) und von der Aufgabe des Grammatikers als Beobachter und Chronist der ständig wechselnden
mehr oder weniger festen Sprachgebrauchskonventionen.


ANMERKUNGEN

1. Eine Sprache sei "eine Bedeutung oder Ausdrückung der Sachen", sie müsse "nothwendig ihren Zeichen, als nemlich Sylben und Wörtern, eine solche Gestalt, Veränderungen und Fügung geben" und "die bezeichneten Dinge, nach ihrem Unterschiede, zwar manigfaltiger Weise, aber doch ohne Ungewißheit oder Vermischung verständlich" machen können." (§3.).

2. Es ist bekannt, daß das Kriterium der Analogie in der langen Geschichte der Grammatikwissenschaft immer wieder eine entscheidende Rolle beim Versuch der Rückführung "neuer" Sätze und Konstruktionen auf Regeln der schon bekannten Satzstrukturen gespielt hat. Auch Chomsky reklamiert dieses Kriterium für seine Theorie, die er u.a. eben als dessen formal explizite Ausarbeitung versteht. Chomsky 1986:32: "Bloomfield (1933) held that when a speaker produces speech forms that he has not heard, 'we say that he utters on the analogy of similar forms he has heard’, a position later adopted by Quine, C.F. Hockett, and the few others who even attempted to deal with the problem."

3. Dabei unterstellen Richey/Grimarest allerdings, daß "der vernünftigste Theil des Hofes und der Scribenten aus klugen und gelehrten Leuten bestehe, und daß dieselben also in der Sprache nichts zulassen, was sie nicht vorher wol untersucht haben." (23)


ZITIERTE LITERATUR


In the Studies in the History of the Language Sciences series (Series Editor: Konrad Koerner) the following titles have been published or are scheduled for publication in 1990:

44. AMSLER, Mark: *Etymology and Discourse in Late Antiquity and the Early Middle Ages*. Amsterdam/Philadelphia, 1989.

A full list of titles published in this series is available from the publisher.
The Studies in the History of the Language Sciences series has been established as a companion to the international journal for the history of linguistics, Historiographia Linguistica. It is intended to meet the revival of interest of scholars in the history of linguistic thought and to provide an organized and informative reservoir of information concerning the heritage of linguistic ideas of more than two millennia.

In accordance with these goals, Studies in the History of the Language Sciences (SiHoLS) will publish book-length studies by scholars working in the history of linguistics, whether they concern a particular aspect of the discipline or a special period of its development.

In addition, the series will include re-editions or entirely new translations into English of 'classic' accounts in the field which have been out of print for many years and have become rare books even in larger university libraries. Each of these new editions will be prefaced by an introductory essay by a present-day specialist in the discipline who will place the book in its original historical context and analyze its significance in the light of contemporary work in the history of linguistic thought.